

Apropos 50:

Obama, Osama und der Gruppenegoismus

«Amerika hat sich neu erfunden»: Das ist weltweit für viele Beobachter die Quintessenz der Wahl des neuen US-Präsidenten. Barack Obama hat – wie gesagt wird – eine «historische Wahl» gewonnen, denn zum ersten Mal wird ein Afroamerikaner Präsident der Vereinigten Staaten; sogar von der «Wiedergeburt der amerikanischen Demokratie» ist die Rede. Vor allem praktisch ganz Europa hat begeistert auf diesen Wahlsieg reagiert. William Drozdiak, Präsident des *American Council of Germany*, nennt das in einem Interview «eine berechtigte Euphorie» und meint: «Joschka Fischer rief mich an und schwärmte von der amerikanischen Fähigkeit, sich immer neu zu erfinden.» Er erwartet, «dass Obama am Tag seiner Amtseinführung einen Erlass unterschreiben wird, der Folter ächtet. Dass er rasch das Problem Guantánamo angeht. Dass der demokratische Kongress dem Internationalen Gerichtshof beitreten will. Das wird transatlantischen Beziehungen enorm helfen. Und eine Klima-Initiative wird rasch folgen.» Für ihn ist klar: «Europa ist nicht Anti-Amerika. Es ist Anti-Bush.»¹

Weltbürger, Student ...

Nach den acht trüben Bush-Jahren ist es nicht allzu schwierig, eine gute Figur zu machen. Und Barack Hussein Obama – wie er nach seinem Vater heißt – macht, nicht zuletzt in Europa, eine gute Figur. Er hat das Image eines zeitgemäßen Weltbürgers: dunkelhäutiger Vater aus Kenia, weiße US-Amerikanerin aus Kansas als Mutter (sie heirateten, als in Teilen der USA Ehen zwischen Schwarzen und Weißen noch verboten waren), geboren und zunächst aufgewachsen auf Hawaii, Scheidungskind, Jahre in Indonesien, dann wieder Honolulu, betreut vor allem von den Eltern der Mutter, private Schule, staatliche Schule, dann wieder Privatschule; Studium in Los Angeles, dann New York (Columbia University, Bachelor der Politikwissenschaften mit Schwerpunkt Internationale Beziehungen, Abschlussarbeit zur sowjetischen Abrüstungspolitik, ein Themenbereich, für den dort damals ein gewisser Zbigniew Brzezinski zuständig war), dann Studium der Jurisprudenz an der Harvard Law School (Cambridge, Massachusetts) mit J.D.-Abschluss (Juris Doctor) magna cum laude.

... und Sozialarbeiter im Slum von Süd-Chicago

Zwischen Columbia und Harvard war er, 24 Jahre alt, zunächst angestellt bei einem New Yorker Unternehmensberater, beschloss dann aber, «community organizer» zu werden. «Das Berufsbild, gemischt aus Gewerkschafts-

funktionär, Agitator, Lehrer, Gemeindefunktionär und freiberuflichem Sozialarbeiter, bringt viel Ehre mit sich und bitter wenig Geld.»² Das kirchliche Developing Communities Project (DCP) in der South Side Chicagos suchte damals einen neuen Direktor. Die Stahlwerke und die Docks am Michigan-See entließen seit Jahren Arbeiter oder schlossen ganz; die South Side war verarmt. «Die Waffen von Dealern herrschten hier. Kinder wurden an der Hand ihrer Mütter von Querschlägern getötet; Menschen schliefen aus Angst vor den Kugeln in Badewannen.» Doch Obama bewarb sich für die Stelle. Der DCP-Vorstand war «beeindruckt», «extrem angetan», und heuerte den «beredten, höflichen jungen Mann» an, nach einer dreimonatigen Probezeit für 20 000 Dollar im Jahr und 2000 für einen Wagen (einen leicht verbeulten blauen Honda Civic...). Schon hier erlebte er: «Gerade die Damen waren hingerissen. Ganz mütterlich, «wir waren alle 15 Jahre älter als er», sagt heute eine. In diesem «Harlem von Chicago» lernte er auch den Pastor Jeremiah Wright kennen, was ihm dann im Präsidentenwahlkampf so viel zu schaffen machte. Wright, radikalisiert in den Jahren der Bürgerrechtsbewegung, riss die mehr als 10 000 Gemeindeglieder seiner Trinity United Church of Christ immer wieder mit, seine Botschaft schwankte «zwischen Bergpredigt und Black Power-Agitation». So entstand auch die von der politischen Klasse der USA scharf missbilligte Äußerung, «Amerika habe die Attacken des 11. September 2001 mit seiner Parteinahme für Israel über lange Zeit provoziert». Obamas Alltag war mühsam: «Hier ein Kinderspielplatz, dort die Beratung für Arbeitslose und schwangere Teenager, dort Managementkurse für überforderte Pastoren. Er half den «Stummen», eine Sprache zu finden, ihre Rechte als Eltern einzufordern gegenüber Schulen, als Bürger gegenüber den Ämtern Chicagos. Er begriff schnell. Auch die Grenzen und Vergeblichkeit seiner Arbeit.» Nach drei Jahren gab er auf und suchte sein Glück in einer Dissertation der juristischen Fakultät von Harvard, eine der besten Elite-Hochschulen, die Amerika zu bieten hat.

Wie Obama zur Politik kam

Die drei Jahre als Sozialarbeiter im Slum von Süd-Chicago hätten ihn «beten gelehrt», meinte Obama später. Das war für ihn sozusagen die «politische Erweckung». Auch die Jahre in Indonesien, wo er extreme Armut und grandiosen Reichtum nebeneinander erlebte, haben ihn geprägt: «Ich ahnte, dass das Leben nicht fair war und dass der Staat

damit etwas zu tun hat.» 1992, zurück in Chicago, wurde Obama erstmals politisch aktiv: Er organisierte eine Kampagne zur Wählerregistrierung von afroamerikanischen Bürgern Chicagos, um so die Wahl Bill Clintons zum US-Präsidenten zu unterstützen; er mobilisierte mehr als 150 000 Menschen. Dann ging es steil aufwärts: 1996 wählte ihn Süd-Chicago zum Abgeordneten für den Senat von Illinois. 2004 eroberte er für die Demokratische Partei einen Sitz von Illinois im US-Senat; er gewann mit 70 Prozent der Stimmen gegen einen reaktionären Republikaner, der unter anderem Homosexuelle als «selbstüchtige Hedonisten» beschimpfte, behauptete, Jesus würde Obama nicht wählen, und meinte, Wähler von Obama würden sich genauso schuldig machen wie Deutsche, die 1933 die NSDAP gewählt hatten ... Barack Obama fand schon damals eines seiner politischen Motive. In einer Grundsatzzrede für den damaligen Präsidentschaftskandidaten der Demokraten, John Kerry, meinte er: «Es gibt nicht *ein* liberales Amerika und *ein* konservatives Amerika – es gibt die Vereinigten Staaten von Amerika.» Ein weiteres Motiv wurde im Slum von Chicago geprägt: «Change» («Wandel»), das er im Wahlkampf immer wieder zelebrierte wie ein Priester gegenüber seiner Gemeinde: «Yes, we can» (Chor der Gemeinde: «Yes, we can»). So wurde Barack Obama der erste amtierende Senator seit John F. Kennedy, der ins Weiße Haus gewählt wird (mit ihm sind es insgesamt erst drei).

Wie ein Popstar für Frauen, Schwarze und Junge

Aufschlussreich ist die Stimmenanalyse der Präsidentschaftswahl: 56% der Frauen und 49% der Männer stimmten für Obama (für McCain: 43% und 48%); 95% der Schwarzen, 66% der Latinos, 62% der Asiatischstämmigen und immerhin noch 43% der Weißen (McCain: 55%) wollten ihn im Weißen Haus; typisch die Alterskategorien: 66% der 18- bis 29-Jährigen wählten Obama, 53% der 30- bis 44-Jährigen, 49% (McCain ebenfalls 49%) der 45- bis 59-Jährigen und 46% (McCain 52%) der über 60-Jährigen.³ Man beachte: Zwei Drittel der unter 30-Jährigen wollten den Senator aus Illinois als Präsident! Dieser Trend zur «Hoffnung» zeigte sich offenbar weltweit, vor allem auch in Europa. So kann es nicht verwundern, dass der neue Präsident der USA auch als Popstar herungereicht wird: Zum ersten Mal in ihrer über 52-jährigen Geschichte druckt die deutsche Jugendzeitschrift *Bravo* das Poster eines Politikers, das sich die Jugend Deutschlands ins Zimmer hängen kann. Der erste schwarze US-Präsident ziert das doppelseitige Plakat, das sonst Popstars wie Sängern oder Schauspielern, z.B. Elvis Presley, Boris Becker oder Britney Spears, vorbehalten ist. «Mit Barack Obama hat die Welt einen neuen Mega-Star, keiner hat zur Zeit mehr Fans», erklärte der *Bravo*-Chefredakteur dazu.⁴

«Heilsamer Balsam» gegen das Böse?

Politiker, Popstar, Präsident: Die weltweite Euphorie spiegelt sich auch auf anderer Ebene. Schon vor über einem halben Jahr konnte man – wie hier schon einmal berichtet – im Zentralorgan des Dornacher Hügels lesen: «Ganz im Gegensatz zur Bush-Ära tritt mit Obama eine von vielen lang erwartete menschliche Integrität vor die Medien.» Da wird ein historischer Bezug zum Islam, der Akademie von Gondischapur und dem Manichäismus hergestellt. Dann heißt es: «Vor diesem Hintergrund kann die Erscheinung Barack Obamas (...) in einem neuen Licht betrachtet werden. Obamas Art erscheint wie ein heilsamer Balsam, und er löst eine außerordentliche Begeisterung aus. (...) Er erwähnt Motive eines spirituellen Manichäismus, die in ihm die Kraft zu wecken scheinen, die Mächte des Bösen durch Sanftmut überwinden zu wollen. (...) Der echte Manichäismus ist mit dem Gralsimpuls verbunden, und seine Mission ist es, den Orient mit dem Okzident zu versöhnen, die Weißen mit den Schwarzen, die Frau mit dem Mann, die Jungen mit den Älteren, um in einer fernen Zukunft einer neuen Menschheit zur Geburt zu verhelfen. Obama versucht eine Heilung der zerstörerischen, brutalen, unmenschlichen und eisigen Ära der Bush-Jahre.»⁵

«Vor Illusionen wird gewarnt»

Ist diese riesige Hoffnung auf den «heilsamen Balsam», auf gewaltige Veränderungen zum Positiven wirklich berechtigt? Kann Obama das neue Heil bringen? Es ist schon erstaunlich, wie beispielsweise die sonst so biedere, oft hölzerne Schweizer Regierung zwar Obama zu seiner glänzenden Wahl gratuliert und einen gewissen erfreulichen Wechsel begrüßt, gleichzeitig aber auch davor warnt, «sich Illusionen zu machen und fundamentale Änderungen zu erwarten. Der neue US-Präsident werde die strategischen Interessen seines Landes verteidigen»⁶ Genau das ist der Knackpunkt. Der Weltbürger Barack Obama, der die Nöte der einfachen Menschen durch eigene Erfahrung kennt, mag ein glänzender Kommunikator sein, aber er muss letztlich «die strategischen Interessen seines Landes verteidigen». Und diese Interessen decken sich nicht mit dem, was man als höhere Interessen der ganzen Menschheit bezeichnen könnte. Auch ein Barack Obama kann sich dem Netzwerk des angloamerikanischen Establishments – von dem hier schon einige Male die Rede war – nicht entziehen und muss sich an dessen Vorgaben halten; andernfalls ist er schnell «weg vom Fenster».

Rudolf Steiner und die Gruppeninteressen

Schon Rudolf Steiner hat seinerzeit – worauf hier auch schon hingewiesen wurde – diese «Interessen» beobachtet: In gewissen Gruppen des «Westens hat man sich noch den Zusammenhang gewahrt mit den alten Überlieferungen

und versucht, ihn (...) in den Dienst eines gewissen Gruppenegoismus zu stellen». Es geht darum, eine «ahrimanische Unsterblichkeit» für die Gruppenteilnehmer zu schaffen. «Das können sie am allermeisten dadurch, dass sie Gruppeninteressen, Gruppenegoismen vertreten.»⁷ Dabei kommt es darauf an, dass immer einzelne Teile der umfassenden geistigen Erkenntnisse, also sagen wir der okkulten Erkenntnis der Menschheitsevolution, herausgerissen werden aus dem Zusammenhang, und je nachdem man sie braucht, oder je nachdem man sie haben will, in die Welt hineinverpflanzt werden. Dadurch, dass man aus dem Gesamtumfange richtiger okkulten Einsichten in die Menschheitsentwicklung das eine oder das andere herausgreift, kann man immer Spezielles im Dienste einer Gruppe, im Dienste eines Gruppenegoismus erreichen. Das ganze Wissen dient immer der ganzen Menschheit. Einzelnes, das herausgegriffen wird, dient immer dem Egoismus einzelner Gruppen.» Als Beispiel führt er Vorgänge an, wie «von Amerika her (...) bestimmte Ideen in die Welt gesetzt werden»⁸.

Der «Drahtzieher im Hintergrund»

Barack Obama wurde als Hoffnungsträger und mit dem Mantra des «Change» Präsident der USA. Wer genau beobachtet, wird leicht sehen können, warum ihn Cynthia McKinney, die Präsidentschaftskandidatin der US-Grünen kritisiert: Auch unter ihm «sei an einen Bruch mit der Dominanz der Sonderinteressen, die Washington im Griff haben», nicht zu denken. Eine Erhöhung der Truppenkontingente in Afghanistan, militärisches Eingreifen in Pakistan, die Nato-Mitgliedschaft von Grenzstaaten zu Russland und China sowie die Verschärfung der Gesetze zur inneren Sicherheit – all dies lehnt sie ab, im Unterschied zu Obama.»⁹ Auch das Personal, das der neue Präsident um sich versammelt, belegt, wie gut er im bisherigen Amerika eingebettet ist. Bereits seine erste Personalentscheidung war aufschlussreich: Zu seinem Stabschef berief er den 48-jährigen «Chicago boy» Rahm Emanuel. Der Posten gilt als eine der mächtigsten Schlüsselfunktionen, die ein Präsident zu vergeben hat. Der «Chief of Staff» im Weißen Haus soll die politische Strategie des Präsidenten umsetzen und formulieren, ist also der «Drahtzieher im Hintergrund»¹⁰. Aber diese Drähte werden leise gezogen. Für Rahm Emanuel dürfte das eine gewaltige Umstellung bedeuten. Bisher ging der Abgeordnete, der sich den Spitznamen «Rahmbo» erworben hat, keinem Streit aus dem Weg; er sei ein Pitbull, ein Krieger, der keine Gefangenen mache, programmiert, an die Gurgel zu springen, heißt es. Rahm Israel Emanuel, wie er mit vollem Name heißt, war in seiner Jugend Balletttänzer, graduierte dann aber im Fach Kommunikation an der Northwestern University (Illinois). Während des Zweiten Golfkriegs 1991 diente er als ziviler Freiwilliger auf einer Basis der israelischen Streitkräfte im Norden Israels. Von 1993 bis 1999

war er Spitzenberater von Präsident Bill Clinton. Anschließend war er Investmentbanker an der Wall Street, wo er während drei Jahren etliche Millionen Dollar verdiente. Seit 2002 sitzt er als Repräsentant von Illinois im Kongress. Gleich nach seiner Ernennung gab es den ersten Skandal. Sein Vater, der in Israel geborene Kinderarzt Benjamin Emanuel hatte den Tageszeitungen *Ma'ariv* und *Jerusalem Post* gesagt, natürlich werde sein Sohn Obama zugunsten Israels beeinflussen. «Warum sollte er nicht? Was ist er, ein Araber? Er wird im Weißen Haus ja nicht den Fußboden putzen.» Das Amerikanisch-Arabische Anti-Diskriminierungskomitee (ADC) verlangte daraufhin empört eine Klärstellung von Rahm Emanuel. Dieser rief sofort die Präsidentin der Organisation an und entschuldigte sich im Namen seiner Familie.¹¹ Kommentatoren meinen, dass die Ernennung von Emanuel Zweifel besänftigte, wonach Obama gegenüber Israel kein verlässlicher Präsident sein werde. Ein Schelm, wer nicht ausschließen mag, dass der Eklat um Vater Emanuel nicht ganz zufällig war – wenn der Sohn schon Kommunikationsprofi ist ...

Der teuerste Wahlkampf aller Zeiten

Auch die weitere Personalauswahl (zumindest beim «Übergangsteam») lässt erahnen, was Obama unter «Change» versteht. Profitieren werden in erster Linie Harvard-Juristen, Investmentbanker und Boys und Girls aus Chicago sowie Leute von Bill Clinton. Ob Hillary Clinton, John Kerry (demokratischer Präsidentschaftskandidat von 2004 und Skull-and-Bones-Sargbruder von George W. Bush), dessen außenpolitische Beraterin Susan Rice oder Clintons Energieminister Bill Richardson das Außenministerium übernehmen (wie zur Zeit geflüstert wird), ist von unserem Gesichtspunkt aus nicht so wichtig, der «Wechsel» dürfte eher minim sein. Wer weiß, dass Spekulanten wie die Multimilliardäre George Soros und Warren Buffet (der reichste Mann der Welt, wie es heißt) hinter Barack Obama stehen, wird Zweifel haben, wie viel sich in den USA zum Besseren wenden wird. Ein Beobachter kommentiert trocken: «Die einzige Position im Weißen Haus, die wirklich stark nach Wechsel aussieht, ist die Position der First Lady.»¹²

Nicht viel anders und geradezu verblüffend wirkt ein Blick auf den Wahlkampf-Geldsegen. Das war mit Ausgaben von mindestens 1000 Millionen Dollar für beide Kandidaten die teuerste Kampagne aller Zeiten. Barack Obama hat die US-Wahlkampffinanzierung revolutioniert: Er mobilisierte über Fernsehen und Internet so viele Spenden wie Bush und Kerry in ihrem Wahlkampf von 2004 zusammen; das waren über 600 Millionen Dollar. Das wurde möglich, «weil sich Obama paradoxerweise aus dem System der staatlichen Wahlkampffinanzierung verabschiedet hat, das in der Nach-Watergate-Ära eingeführt worden war, um die Rolle des großen Geldes zu reduzieren. Obama gibt zwar

an, dass es vor allem Kleinspender sind, die ihm den Finanzvorteil verschafft haben. Doch auch die Wirtschaft ließ sich nicht lumpen. Selbst die Private-Equity-Branche und der Bankensektor, die gewöhnlich nicht zu den Anhängern der Demokratischen Partei zählen, spendeten dem Senator aus Illinois mehr Geld als McCain.»¹³ Ein Blogger veröffentlichte am 21.10.08 eine Liste, auf der neben verschiedenen Universitäten mehrere Banken als Sponsoren aufgeführt waren: Goldman Sachs \$ 739.521, Citigroup Inc \$ 492.548, JPMorgan Chase & Co \$ 475.112, UBS AG \$ 419.550, Morgan Stanley \$341.38; sogar Lehman Brothers figurierte mit \$ 391.774 auf der Liste (ob die vor dem am 15.9.08 angemeldeten Konkurs überwiesen waren?¹³).

Warum Obamas «Strippenzieher» an 9/11 mitschuldig ist

Auf dem Hintergrund von «Change» besonders verblüffend wirkt, dass der alte «Kalte Krieger» Zbigniew Brzezinski als außenpolitischer «Strippenzieher» für Obama fungiert. Der 1928 in Warschau Geborene gilt neben Henry M. Kissinger und Samuel P. Huntington als graue Eminenz unter den US-Geostrategen. Brzezinski brüstet sich noch heute damit, als Nationaler Sicherheitsberater seinen Präsidenten Carter dazu gebracht zu haben, beim US-Geheimdienst CIA durchzusetzen, dass dieser Osama Bin Laden und die Taliban mit Geld und Waffen ausgestattet hat, um die Sowjets aus Afghanistan zu werfen. Wenn die Version der Bush-Regierung, dass Osama Bin Laden an den Geschehnissen vom 9.11.2001 schuld sei, zutreffen würde (woran zwar berechnete Zweifel bestehen), müsste Zbigniew Brzezinski eine riesige Verantwortung tragen. Barack Obama wird ein Glaubwürdigkeitsproblem bekommen, wenn er diese Zusammenhänge nicht aufzuklären versucht.

Hinzu kommt, daß Zbigniew Brzezinskis Tochter, die Fernsehmoderatorin Mika Brzezinski, Obama in ihrem Medium unterstützt hat, während ihr Bruder Mark Brzezinski zu den Beratern Obamas gehört. So werden die geopolitischen Vorstellungen der «Brzezinski-Fraktion» eine besondere Rolle spielen.¹⁴

China gegen Russland ausspielen?

In seinem jüngsten Buch *Second Chance* (Sommer 2007) unterzieht Zbigniew Brzezinski die Regierungen Bush I, Clinton und Bush II einer fundamentalen Kritik. «Nach seiner Ansicht haben sie die Chance unzureichend genutzt, nach dem Zusammenbruch der UdSSR ein System dauerhafter amerikanischer Vorherrschaft zu errichten. Er schlägt deshalb vor, die unilaterale Politik einzuschränken und verstärkt auf Kooperationen und Absprachen mit Europa und China zu setzen. Auch mit Syrien, Iran und Venezuela sollen Verhandlungen aufgenommen werden. (...) Zugleich

soll jedoch Russland isoliert und möglicherweise auch destabilisiert werden. Die wesentliche Differenz zwischen Brzezinski und den Neokonservativen besteht im Verhältnis zum Islam und zu Israel. Brzezinski setzt sich für eine konstruktive Lösung des Israel-Palästina-Konfliktes ein.» Doch dies darf «nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich Brzezinski hinsichtlich des Ziels amerikanischer Vorherrschaft mit den Neokonservativen einig ist. Glaubten die Neocons, das Ziel der US-amerikanischen Hegemonie durch die direkte militärische Kontrolle der Ölvorräte des Nahen Ostens zu erreichen, so könnte sich unter einer von Brzezinski beeinflussten Präsidentschaft Obamas der Schwerpunkt amerikanischer Außenpolitik auf die aufsteigenden Rivalen Russland und China verlagern. Eine von Brzezinski beeinflusste Politik Obamas hätte zum vorrangigen Ziel, eine weitere Vertiefung der Bündnisbeziehungen zwischen beiden Staaten, wie sie sich in der Shanghai Cooperation Organisation (SCO) vorbereiten, zu verhindern. Ziel wäre es, China durch spezielle Angebote aus dem Bündnis zu lösen – und Russland zu isolieren.»¹⁴

Und weiter: «Das 1997 veröffentlichte Buch *The Grand Chessboard* (Das große Schachbrett), Brzezinskis Hauptwerk, gewährt einen tiefen Einblick in die langfristigen Interessen US-amerikanischer Machtpolitik. Es enthält einen analytischen Abriss der geopolitischen Zielsetzungen der Vereinigten Staaten für einen Zeitraum von 30 Jahren. In der deutschen Übersetzung heißt das Buch *Die einzige Weltmacht*. Dieser Titel bezeichnet den ersten Grundsatz, nämlich den erklärten Willen, die «einzige» und – wie Brzezinski es nennt – sogar «letzte» Weltmacht zu sein. Noch entscheidender ist jedoch die zweite Prämisse. Derzufolge ist Eurasien «das Schachbrett, auf dem der Kampf um globale Vorherrschaft auch in Zukunft ausgetragen wird.»¹⁴

Gruppenegoismus in Reinkultur ...

Boris Bernstein

1 Spiegel Online, 11.11.2008.

2 Welt Online, 22.8.2008.

3 Süddeutsche Zeitung, 6.11.2008.

4 Welt Online, 11.11.2008.

5 Das Goetheanum, 18.4.2008.

6 DPA-Meldung vom 5.11.2008.

7 Rudolf Steiner, GA 178, 25.11.1917.

8 Rudolf Steiner, GA 173, 17.12.1916.

9 Die Wochenzeitung, Zürich, 13.11.2008.

10 www.taz.de/ 7.11.2008.

11 AP-Meldung vom 14.11.2008.

12 www.mein-partiebuch.com/blog/ 8.11.2008.

13 http://debatte.welt.de/ 20.10.2008.

14 www.uni-kassel.de/fb5/frieden 2.7.2008.